In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 275 | Posen, den 29. November 1929 | 3. Jahrg.



(9. Fortsetzung).

Und plötzlich umschlang sie ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Wie der Wind war sie dann draußen.

Bolle saß einen Augenblick ganz still, dann drehte er langsam den Kopf seinem Betriebsleiter zu.

„Ich hoff 'n bißchen, Herr Große. Ich denk, die Grete wird sich machen. Was mein' Sie, Herr Große?“

„Ich denk's gleich Ihnen, Herr Bolle.“

„Und dann,“ lächelte Bolle verschmitzt, „dann . . . hoff ich noch 'n klein wenig mehr. Un dabei sind Sie mittenmang.“

Karl schüttelte den Kopf.

„Herr Bolle, mit dem Schwiegersohn . . . da sieht's faul aus.“

„Wir warten's ab, Herr Große, was? Und was ich Ihnen noch sagen wollte: wir haben Ihr Gehalt noch nicht festgesetzt. Ich biete Ihnen tausend Mark im Monat und freie Station. Einverstanden, Herr Große?“

„Alles in Ordnung, Herr Bolle. Ich wäre aber auch mit weniger einverstanden gewesen.“

„Weniger? Nee, nee, Herr Große. Der Bolle ist kein schlechter Kaufmann. Sie verdienen's.“

* * *

Die Firma Bolle war von der Verpflichtung, im Schlachthof zu schlachten, befreit. Sie besaß selber ihren eigenen kleinen Betriebsschlachthof.

Der Schlachterei stand der Meister Schellenberg vor, ein tüchtiger Fleischer, der an die fünfzehn Jahre schon im Betrieb war.

Bolle arbeitete mit mehreren Viehhändlern. Den weitaus größten Teil des Schlachtviehes aber lieferte der Viehgroßhändler Wagner, der wöchentlich bis zu dreihundert Schweine schickte.

Das Verwiegen der Schweine wurde von dem alten Eckardt vorgenommen.

Am Tage nach der Auseinandersetzung mit den Mitgliedern der Bolleschen Familie stand Karl unten bei der Wage und sah zu, wie der alte Eckardt eine neue Ladung Schweine von Wagner verwog.

Er stand so, daß ihn Wagner nicht sehen konnte.

Mit einem Bleistift notierte er sich, unbemerkt von dem Wiegemeister, die Gewichte der neunundachtzig Schweine, die angefahren wurden.

Als das letzte über die Wage war, trat Karl vor. Der alte Wiegemeister erschrak, als er ihn so plötzlich kommen sah.

Aber Karl grüßte freundlich und sagte jovial: „Na, da haben wir ja neues Futter für morgen. Der Wagner hat gute Ware. Sind stramme Kerle darunter. Lassen Sie einmal sehen, Meister Eckardt, wie die Gewichte sind.“

Der alte Eckardt trat zur Seite und Karl nahm die Liste vom Pult.

Und mit einem Blick hatte er den Betrug erkannt.

Die notierten Gewichte waren durchschnittlich fünf bis zehn Prozent höher als die Wage angezeigt hatte.

Karl verzog keine Miene.

Er nahm die Liste in die Hand und sagte zu Eckardt, ernst aber nicht unfreundlich:

„Kommen Sie einmal mit, Herr Eckardt!“

Der alte Wiegemeister erschrak und folgte ihm scheu in sein primitives Kontor.

„Setzen Sie sich, Herr Eckardt.“

Der alte Mann folgte dieser Aufforderung.

Er sah Große ängstlich an, denn er hatte kein gutes Gewissen.

Herr Eckardt, wie alt sind Sie?“

„69 Jahre, Herr Große.“

„Wie sind Ihre Augen, und sind Sie sonst gesund?“

„Ich danke, Herr Große. Meine Augen sind gut, und sonst geht es.“

Große nickte und sagte dann ernst: „Wollen Sie mit Ihren 69 Jahren zur Schande Ihrer Angehörigen noch die Bekanntschaft des Gefängnisses machen, Herr Eckardt?“

Der alte Wiegemeister wurde blaß und zitterte.

„Herr Große . . .,“ stotterte er dann. „Ich . . . ich“

„Sie betrügen! Sie notieren die Gewichte fünf bis zehn Prozent höher. Wollen Sie leugnen?“

Der Kopf des alten Mannes sank nieder.

„Warum tun Sie das?“

„Ich . . . ich bin unschuldig! Ich . . . muß es tun!“

Große wartete einen Augenblick. Herr Eckardt, Sie machen nicht den Eindruck eines Lumpen. Und Sie könnten gut mein Vater sein. Ich will Sie schonen, aber ich will klar sehen. Rückhaltlose Offenheit verlange ich.“

Der alte Wiegemeister kämpfte mit sich.

„Ich . . . ich sollte entlassen werden. Der . . . Herr Steinicke, der Prokurist, sagte es mir. Und dann verlangte er als Gefälligkeit . . . ja, so sagte er, daß ich die Gewichte höher angebe. Er . . . wollte auch nicht die Firma betrügen.“

„Sondern . . .?“

„Sondern . . . er wollte nur die Gewichte höher haben. Es sähe dann aus, als kaufe er besonders billig ein. Er wolle das dem Chef gegenüber benutzen, um . . . um ein höheres Gehalt herauszuschlagen. So hat er mir gesagt.“

Karl lachte auf.

„Und das haben Sie geglaubt?“

„Ich hab's gedacht, es ist so.“

„Welche Vorteile haben Sie davon, Herr Eckardt? Ich verlange Offenheit.“

„Keine, Herr Große! Wahr und wahrhaftig nicht. Nur, der Herr Steinicke hat mir den Lohn erhöht. Das konnte er tun. Sonst nichts.“

„Was zahlt Ihnen der Viehhändler, Herr Eckardt?“

„Nichts, Herr Große. Wahr und wahrhaftig nichts. Ich beschwör's Ihnen. Ich habe nichts dafür bekommen. Und ich habe gedacht, daß ich nichts Unrechtes tue.“

Karl überlegte eine Weile. Dann sagte er: „Gut! Ich will nichts gegen Sie unternehmen. Aber von der Wage müssen Sie fort.“

Eckardt atmete auf.

„Besten Dank, Herr Große. Ich werd' wieder froh sein.“

„Das Abwiegen übernimmt Meister Streckeband. Wenn man Sie nach dem Grund der Aenderung fragt, dann sagen Sie, daß Ihnen diese Arbeit infolge Ihres Alters und Ihrer schwachen Augen zu schwer fällt. Ich tue es auch. Also, Herr Eckardt, seien Sie vorsichtig, ich warne Sie.“

„Ich . . . ich bin Ihn' ja so dankbar, Herr Große.“

* * *

Am nächsten Tage stand Streckeband an der Wage.

Der Viehgroßhändler Wagner, der vierzig Schweine brachte, stutzte, als er statt des alten Eckardt den Meister Streckeband an der Wage sah.

„Nanu, is denn der alte Eckardt krank geworden?“

„Nee!“ grinste Streckeband, der im Bilde war. „Den hat Herr Große an eine andere Stelle gesetzt. Seine Augen sind zu schwach. Er sieht die Zahlen immer so verkehrt.“

Der Viehhändler wurde blaß vor Schrecken.

„Der . . . Große! Det is euer Betriebsleiter?“

„So is es, Herr Wagner. Det is 'n Junge! Nee, nich dran zu tippen. Da könn' wir Alten nich mit. Un Augen hat der, Dunnerlitzchen, die sehen im Dunkeln. Wissen Sie was, Herr Wagner, mir hat die Nacht geträumt, wir hätten hier 'n andern Großlieferanten. Nu, wat meen Se?"

Wagner wurde immer unruhiger. Bei den letzten Worten erschrak er.

„Wat is'n passiert?" fragte er ängstlich.

„Der Betriebsleiter weiß alles!" sagte Streckeband.

Den Viehhändler überlief es heiß und kalt.

„Himmel, Kruzifix, was tu ich da? Was tu ich da?"

„Sie soll'n mal zum Betriebsleiter kommen, Herr Wagner," bemerkte Streckeband so nebenher. „Er will sich mit Ihn' mal über Ihre Gewichte unterhalten."

Wagner stand unschlüssig. Dann sah er Streckeband förmlich flehend an: „Hundert Taler für 'n juten Rat, Meister Streckeband."

Der Meister trat dicht zu ihm.

„Wenn ich Ihn' en juten Rat geben soll, denn . . . sagen Sie ihm die Wahrheit. Wie es war und ist, das sagen Sie ihm. Ihre Ware ist jut. Den bleiben Sie mit ihm und uns in Verbindung und liefern künftig vielleicht noch jute hundert mehr die Woche. Denn der Große, der macht erscht was aus dem Betrieb."

Wagner nickte und stolperte vorwärts. Es war ihm sehr unbehaglich zumute, und er verwünschte zehntausendmal, daß er sich mit Steinicke eingelassen hatte.

Er klopfte an Karls Kontor und trat ein auf sein Herein.

„Morjen, Herr Große," sagte er gedrückt.

„Guten Morgen, Herr Wagner. Bitte, nehmen Sie Platz."

Der Viehhändler ließ seine zwei Zentner langsam nieder.

Karl sah ihn durchdringend an und sagte dann kurz: „Herr Wagner, Ihre Schweine taugen nichts."

Verdutzt sah ihn der Viehhändler an.

„Aber Herr Große . . . ich habe doch Klasse! Nur erste Wahl!"

Karl lächelte leicht. „Möglich! Aber sicher ist, daß alle Ihre Schweine 18 bis 25 Prozent verlieren. Können Sie mir dafür keine Erklärung geben?"

Wagner saß wie auf Kohlen.

Was sollte er antworten? Wie nur herausreden? Was bezweckte der Betriebsleiter überhaupt mit der Erklärung?

„Herr Wagner," begann Karl wieder, „die Firma Bolle & Sohn ist jetzt im Aufschwung begriffen. Wir hoffen, in einem Vierteljahr oder nach früher statt vierhundert rund achthundert Schweine zu verarbeiten. Würde es Ihnen nicht angenehmer sein, statt dreihundert sagen wir vier- oder fünfhundert in der Woche zu liefern?"

„Aber natürlich, Herr Große," stammelte der Viehhändler.

„Na, sehen Sie, Herr Wagner. Das habe ich mir gedacht. Und das sollen Sie auch . . . aber unter einer Bedingung."

Fragend sah ihn der Viehhändler an.

„Unter einer Bedingung, und zwar verlange ich von Ihnen, daß Sie mir reinen Wein einschenken über den Betrug, den Sie bisher mit der Firma Bolle getrieben haben."

Hart kam es von Karls Lippen.

Wagner sah zu Boden.

Herr Wagner," begann Karl wieder, „wenn ich die Angelegenheit den Gerichten übergebe, könnte das Ihr ganzes Geschäft ruinieren. Das will ich nicht, denn ich möchte mit Ihnen, d. h. mit Ihrer Ware, die gut ist, weiterarbeiten. Aber ich verlange, daß Sie mir reinen Wein einschenken."

Wagner atmete auf. Er fühlte wieder Oberwasser.

„Wem ist das Mehrgewicht zugute gekommen, das Eckardt notiert hat?"

„Herrn Steinicke!"

„Aha! Und von wem ist der Betrug ausgegangen?"

„Von Herrn Steinicke. Er drohte mir an, daß ich von der Lieferung ausgeschlossen würde, wenn ich ihm nicht wenigstens acht Prozent vom Umsatz gebe. Das wollte ich nicht, und drum habe ich eingewilligt."

Karl nickte. „Und das werden Sie mir schriftlich geben, Herr Wagner."

„Schriftlich?" sagte der Händler entsetzt.

„Ja! Ich verspreche Ihnen, daß ich nichts gegen Sie unternehme oder unternehmen lasse. Ich bin gewohnt, mein Wort zu halten."

Nach etwa fünf Minuten hatte er die gewünschte Erklärung.

Er las sie aufmerksam durch.

Dann sagte er ernst: „Gut, Herr Wagner. Sie werden weiter liefern, aber prägen Sie sich ein, daß ein dauerndes und gutes Geschäft nur gedeiht, wenn es grundreell ist. Auf Wiedersehen, Herr Wagner."

Wie ein begossener Pudel schlich der Viehhändler hinaus.

* * *

Steinicke hatte erfahren, daß Große Eckardt in den Betrieb gesteckt und an seine Stelle den Meister Streckeband gesetzt hatte.

Er war wütend und ahnte Unheil.

Aber er wähnte sich doch sicher, schritt hinunter in den Betrieb und suchte Große auf, der neben Streckeband an der Wage stand.

„Sie haben Eckardt von der Wage weggenommen, Herr Große?" sagte er scharf.

„Wie Sie sehen, Herr Steinicke."

„Sie wissen, daß die Schlachterei nicht zu Ihrem Ressort gehört. Ich verbitte mir Ihre Einmischung."

Kalt entgegnete Karl: „Seit einer halben Stunde gehört auch das Schlachthaus zu meinem Ressort. Ich habe mit Herrn Bolle gesprochen."

Steinicke erbleichte. „Und . . . warum haben Sie Eckardt weggenommen?"

„Er hat schlechte Augen," sagte Karl sarkastisch. „Er konnte die Gewichte nicht mehr erkennen."

„Das ist Unsinn!"

„Nein, nein, es stimmt. Aber ich nehme an, daß Sie gute Augen . . . und gute Nerven haben, Herr Steinicke. Beliebt es Ihnen, diese Zeilen des Herrn Wagner zu lesen?"

Steinickes Hand zitterte merklich, und er war sehr blaß, als er das Schuldgeständnis Wagners in die Hand nahm und las.

„Nun . . . und, Herr Steinicke?"

Der Prokurist rang nach Worten.

„Sie können sich Ihre Worte sparen. Ich richte Ihnen im Auftrag des Herrn Bolle nur aus, daß er Sie morgen nicht mehr im Betrieb zu sehen wünscht. Er will von einer Strafverfolgung absehen. Aber . . . Sie sind hier gewesen, verstanden, Herr Steinicke?"

Der Prokurist wankte davon.

* * *

Nach Feierabend suchte Karl seinen Chef auf.

Bolle war über sein ernstes Gesicht sehr verwundert.

„Was gibt's, Herr Große?"

„Ich bin heute mal sehr eigenmächtig gewesen, Herr Bolle. Ich weiß nicht, ob Sie mein Vorgehen billigen."

„So schlimm wird das nicht sein. Was haben Sie denn gemacht?"

„Ich habe Herrn Steinicke, den Prokuristen, entlassen."

Bolle schmunzelte wie über einen guten Witz.

„Hat er sich denn von Ihnen entlassen lassen, lieber Große?"

Karl nickte.

„Augenblicklich hat er sich verzogen. Sie werden nicht nötig haben, ihm das restliche Gehalt auszuzahlen. Steinicke hat die Firma betrogen."

Dann erzählte er dem überraschten Bolle alles.

Als er zu Ende war, schüttelte Bolle lange den Kopf. Dann sagte er: „So ist ja alles in Ordnung."

„Ich danke [illegible] Entlastung."

„Ist gut, Herr Große. Ich bin Ihnen viel Dank schuldig. Reden wir nicht mehr von Steinicke. Will von dem Lumpen nichts wissen. Verstehe Wagner nicht. War sonst immer ein so grundreeller Kerl."

„Ich denke, er wird's nun wieder sein, Herr Bolle."

4.

„Ferngespräch aus St. Moritz!"

Sensation im Bolleschen Betriebe. Alles wußte, daß Minna Bolle in St. Moritz an der Quasselstrippe war, und alles wußte auch, daß Bolle ihr die erbetenen Gelder nicht gesandt hatte.

Bolle kam ein wenig in Aufregung, als er den Hörer ergriff.

Ganz aus weiter Ferne meldete sich seine teure Gattin.

„Warum schickst du kein Geld, Aujust? Ich bin ganz abgebrannt!"

„Du sollst nach Hause kommen."

„Das ist eine Unverschämtheit von dir. Ich habe so angenehme Bekanntschaft gefunden. Ich brauche sofort zweitausend Mark."

„Ich habe für dir nicht een Groschen übrig, Minna!" brüllte Bolle mit Aufgebot aller Energie in den Apparat.

„Ich brauche Geld, ich habe Schulden!"

„Geh auf's Leihhaus in St. Moritz! Ich schicke kein Geld! Schluß! Das Gespräch kost zu viel."

(Fortsetzung folgt).

Jedem seinen Spaten.

Allein in Deutschland gibt es 4500 verschiedene Spaten.

Aus gärtnerischen Kreisen kommen immer wieder Klagen über die Vielseitigkeit der im Handel befindlichen Handgeräte. Sehr oft ist es nicht mehr möglich, diese Geräte zu beschaffen, wenn sie einmal ersetzt werden sollen, da die entsprechenden Formen bereits durch andere abgelöst sind. Wir haben allein in Deutschland 4500 Spaten, 1800 Harken und 6300 Hacken verschiedener Art, zum Teil unzweckmäßiger Form und häufig von minderwertiger Materialbeschaffenheit.

Die beigegebenen Abbildungen zeigen nur eine ganz kleine Musterkarte deutscher Spaten, und zwar Abb. 1 (von links nach rechts) einen Gärtnerspaten mit spitzer Stechkante und T-Griff; einen Gärtnerspaten mit spitzer Stechkante, aufgenieteter oberer Stielfeder und D-Griff; einen Gärtnerspaten

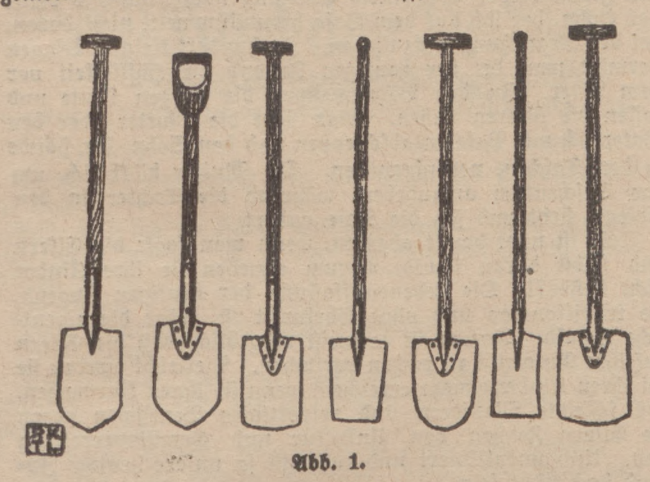


Abb. 1.

mit ovaler Stechkante, aufgenieteter oberer Stielfeder und T-Griff; den „Frankfurter Spaten" mit Knopfgriff, vierkantig, nach oben verjüngt; den „Frankfurter Spaten", oval, mit kurzer oberer Stielfeder (aufgenietet) und T-Griff; den „Dollendorfer Spaten" mit Stieltülle, Knopfgriff und geschweiftem Blatt; den „Hornburger Spaten" mit ovaler Stechkante und unterer Blattverbreiterung, aufgenieteter oberer Stielfeder und T-Griff. Abb. 2 zeigt in derselben Reihenfolge den „Havel-Spaten" mit unterer Blattverbreiterung, stark ovaler Stechkante und D-Griff; den „Stader" oder „Auricher Spaten" mit spitzwinkliger Stechkante, abgerundeter oberer Auftrittfläche, aufgenieteter oberer Stielfeder und T-Griff; den „Kieler Spaten" mit aufgenieteter gußeiserner Auftrittsfläche, spitzwinklig abgerundeter Stechkante und D-Griff; den „Lütjenburger Spaten" mit spitzwinklig abgerundeter Stechkante, aufgenieteter oberer Stielfeder und Auftrittsfläche, D-Griff; den „Spreewald-Spaten" mit besonders ausgefallener Blattform, aufgenieteter Auftrittsfläche und D-Griff; die „Holsteiner Plattschaufel" mit Stiel ohne Griff; den „Kieler Spaten" mit aufgenieteter Auftrittsfläche, spitzwinklig abgerundeter Stechkante und T-Griff.

Um diese Vielheit der Formen auf einige wenige zu beschränken, wurden und werden vom Reichsverband des Deutschen Gartenbaues im Auftrage des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft recht interessante Versuche zur

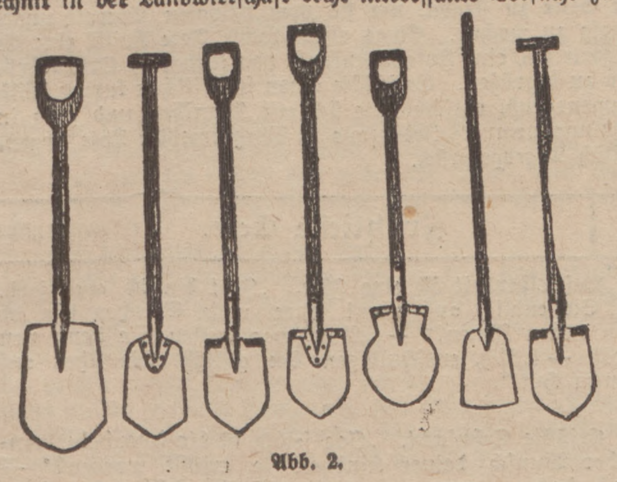


Abb. 2.

Vereinheitlichung dieser Geräte durchgeführt. Dabei handelt es sich um Materialprüfungen in der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin und um praktische Prüfungen in dafür geeigneten Gartenbaubetrieben, und zwar auf drei verschiedenen Bodenarten (Lehmboden, anmooriger Lehmboden, leichter Sandboden). Von diesen Prüfungen sind genaueste und in jeder Beziehung exakte Ergebnisse zu erwarten. Werden doch z. B. von den bei der Materialprüfung ausgewählten Spaten bei ihrer Anwendung auf den einzelnen Bodenarten **Filmaufnahmen**, und zwar mit der **Zeitlupe**, gemacht, um für jeden Spaten Kraftaufwand und Körperbewegung des Arbeiters feststellen zu können. Die Filmbilder werden dann kurvenmäßig ausgewertet, und dabei hat sich übereinstimmend ergeben, daß der Kraftaufwand des Arbeiters beim Graben mit den einzelnen Geräten und demzufolge auch das Eintreten der **Ermüdungserscheinungen sehr verschieden ist.**

Die Aussichten auf eine Kartoffelerntemaschine.

Auf den leichteren Böden, die besonders im deutschen Osten vorherrschen, ist der Anbau der Kartoffel am lohnendsten. Die Anbaufläche könnte wesentlich vergrößert werden, wenn nicht zur Ernte der Kartoffeln sehr viel Arbeit aufgewendet werden müßte, die sich um so mehr zusammendrängt, je früher mit stärkeren Frösten gerechnet werden muß. Da für die Kartoffelernte längst nicht mehr genug Arbeiter zur Verfügung stehen, hat das Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft als eine der dringendsten Aufgaben die Schaffung einer Kartoffelerntemaschine durch größere Mittel zu fördern versucht.

Die Versuche im Herbst des vorigen Jahres zeigten, daß die Aufgabe schon zum größten Teil gelöst ist. Die Schwierigkeiten lagen bisher einmal bei dem Kartoffelkraut, das nur schwer von den Knollen der Erde zu trennen ist, besonders wenn es noch lange nicht vertrocknet ist. Aber selbst wenn das Kraut entfernt ist, ist die Trennung der Kartoffeln von der Erdmasse auch nicht leicht, sobald der Boden etwas feucht und klebrig ist. Unter dem Einfluß eines von dem Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft eingesetzten Ausschuß haben einige Fabrikanten schon recht brauchbare Krautabschneider konstruiert.

Bis jetzt hat sich am besten ein Schlagkreuz bewährt, das an der Spitze der Maschinen so rasch rotiert, daß die Krautstiele in kurze Stücke zerschlagen und verstreut werden. In diesem feingehackten Zustande läßt sich das Kraut nach der Ernte der Kartoffeln sehr leicht unterpflügen. Wenn man nun hinter dem Schlagkreuz den Erddamm mit den Wurzelnestern der Kartoffeln über einen **Förderrost** führt, so ist es nicht mehr schwer, die Erde abzusieben. Man kann nämlich entweder durch eine Teilung der Fördersiebe in mehrere Stufen oder auch ein einfaches Rührwerk, das über dem Siebwerk umläuft, die ganze Masse so auflockern, daß auch feuchter Boden durchgesiebt wird. Zwei solcher Maschinen, die sich nur noch in Einzelheiten unterscheiden, haben bereits gut gearbeitet. Sie brauchen allerdings mehr Kraft, als durch Pferde hergegeben werden kann, und sind deshalb mit einem **Antriebsmotor** für die bewegten Teile versehen. Die Rechnung ergibt, daß eine solche Maschine **für den Großbetrieb** durchaus wirtschaftlich werden wird. Das wird ganz besonders bei mehrreihigen Maschinen der Fall sein, die sich einschließlich des Motors für etwa 1500 Rm. herstellen lassen.

Geheimrat Prof. Dr. **Fischer** (Landw. Hochschule, Berlin).

Nadelhölzer pflanzt man besser im Herbst als im Frühjahr. Dann haben die Pflanzen noch genügend Zeit, um sich bis zum Eintritt des Winters zu bewurzeln. Die Nachteile der Frühjahrspflanzung zeigen sich insbesondere oft dann, wenn anhaltende Trockenheit das Anwachsen verhindert; auch die manchmal recht trockene März- und Aprilluft verschuldet oft das Eingehen der Pflanzen. Niemals soll man ballentrockene Pflanzen in die Erde bringen, sondern sie zunächst in Wasser tauchen. Weiterhin sollten die Nadelhölzer beim Pflanzen nach der Windseite hin einen starken Pflock erhalten; sonst werden die Pflanzen vom Winde hin und her gerüttelt und können nur schwer anwachsen. Um das Austrocknen und -frieren der Pflanzscheiben nach Möglichkeit zu vermeiden, bedeckt man sie mit Laub oder kurzstrohigem Dünger.

Die heilige Katharina.

Am 25. November ist der Festtag der heiligen Katharina von Alexandria, die im Jahre 288 als Tochter adliger Eltern geboren wurde, denen reicher Länderbesitz und großes Vermögen eigen war. Die Erziehung, die ihr in ihrem Elternhause zuteil wurde, war sehr sorgfältig. Ihre Eltern sorgten für Unterweisung in schönen Wissenschaften und Künsten, und sie hatte die besten Lehrer ihrer Zeit. Am meisten fühlte sie sich zu der Lehre des Christentums hingezogen und pilgerte heimlich zu den Versammlungen der jungen Christengemeinde; oft sah man sie draußen vor der Stadt auf einsamer Flur, wo sie auf den Knien den lieben Herrgott um Erleuchtung bat. Er erbarmte sich ihrer und zeichnete sie durch Geistesgaben besonderer Art aus. Mit achtzehn Jahren konnte sie die philosophischen Geheimnisse der heidnischen Umwelt meistern und die vor das Forum in den Kaiserpalast des Maximinus berufenen Philosophen durch die Kraft des christlichen Glaubens beschämen. Sie trat unerschrocken in den Tempel und bewies den Priestern die Hilflosigkeit ihrer Götter, und furchtlos vertrat sie auch vor dem Kaiser ihren Glauben. Nichts konnte sie abtrünnig machen, nicht einmal große Geschenke. Die fünfzig vom Kaiser bestochenen Philosophen mußten ihre Hilflosigkeit der heiligen Katharina gegenüber bekennen. Sie erklärte öffentlich und ganz überzeugt, daß der Götzendienst töricht und verwerflich sei. Da der Kaiser sah, daß alle seine Bemühungen umsonst waren, ließ die standhafte Jungfrau in den Kerker werfen, um sie durch Hunger und Folterungen unter seinen Willen zu zwingen. Sie sollte nicht ungehört verurteilt werden, und so sandte man fünfzig der gelehrtesten heidnischen Philosophen zu ihr, um sie zu überzeugen, daß ihr Ausspruch falsch sei. Aber alle diese Männer verließen die heilige Katharina als zum Christentum Bekehrte. Auch die Kaiserin mit dem Oberst der Gefängniswache Porphirius und zweihundert Soldaten bekehrten sich zum Christentum, woran sie ihre Freude hatte. Tagelang flehte sie den lieben Herrgott um Stärke in ihrem Gebet und um Ausbreitung des Christentums. Da der grausame Kaiser sah, daß ihre gepredigten Lehren fruchtbaren Boden fanden, beschloß er, die Jungfrau zu töten. Sie sollte auf das mit Messern besteckte Rad geflochten werden, aber das Rad zerbrach unter ihren Blicken. Da beschloß er, die fromme Jungfrau zu töten, und so wurde sie im Jahre 307 nach fürchterlichen Folterungen im Gefängnis zu Alexandria enthauptet. Nach der Legende wurde ihr Leib von Gottes Engeln auf den Sinai getragen und dort begraben.

Die christliche Kunst aller Zeiten hat sich des Lebens der Heiligen mit besonderer Liebe erinnert. In den frühchristlichen Kirchen Roms findet man Darstellungen der Heiligen, die sich bis ins späte Mittelalter bei deutschen und romanischen Meistern fortsetzt. Auf den meisten Bildern der Heiligen findet man das Rad abgebildet. Viele Kirchen und unzählige Kapellen sind im Mittelalter zu Ehren der heiligen Katharina erbaut, besonders Süddeutschland zeichnet sich durch Kapellen aus, die meist an einsamen Feldwegen stehen und am Katharinentage als Wallfahrtsort dienen; mitunter sieht man schon am Vorabend des Festes Männer und Frauen mit Lichtern in der Hand, singend und betend, in der Dämmerung des grauen Novemberabends hinpilgern. In manchen Orten geht am Katharinentage ein junges Mädchen in Begleitung von Jungfrauen von Haus zu Haus und bittet um gütige Gaben für die Armen im Dorfe. Auch werden noch hier und da Katharinenmärkte abgehalten, was für die Geschäftsleute von großem Werte ist; dabei verdienen sie sehr gut.

Die heilige Katharina gilt besonders als Schutzheilige der Jungfrauen, und wegen ihrer Klugheit und Redekunst verehrte man sie in früheren Zeiten auch als Schutzpatronin der Philosophiestudierenden und der Redner. Auch die Müller, Schleifer und Spinner wählten Katharina zu ihrer Beschützerin und Fürsprecherin.

„Ach, davon verstehst du nichts!“

Es wird jetzt viel geredet und geschrieben über die Konflikte zwischen alt und jung, besonders zwischen Eltern und Kindern. Die ältere Generation bemängelt, daß die Jugend jeden Respekt und Autoritätsglauben eingebüßt hat, die jungen Leute suchen zu beweisen, daß nur sie allein die moderne Welt verstehen, ihren Forderungen gewachsen sind und deshalb die Lehren des Alters nicht brauchen können.

Schon ehedem hat es Zwiespalt zwischen Alter und Jugend gegeben, nur wurden früher die Kinder von ihren Eltern in einer so strengen Zucht gehalten, daß eine Auflehnung fast unmöglich war. Der Respekt, der ihnen durch Generationen eingeimpft wurde, zeigte sich auch in ihrem Benehmen. Noch vor hundert Jahren durften Kinder ihre Eltern, wie es heute vielfach in Schweden noch der Fall ist, nur in der dritten Person anreden, und es war selbstverständlich, daß sie hinter den Eltern zurückstanden, nur redeten, wenn sie gefragt wurden, und sich in jeder Beziehung durch Bescheidenheit und Höflichkeit auszeichneten. Gewiß ist man damals in dieser Erziehungsmethode zu weit gegangen und hat es oft versäumt, seine Kinder zu selbständigen Menschen heranzubilden. Aber heutzutage ist ein gar zu krasses Gegenteil eingetreten. Mit dem Respekt vor den Eltern sind auch die guten Manieren der Kinder verschwunden. Der nachlässige, häufig sogar ungezogene Ton, in dem die jungen Leute mit ihren Eltern reden, macht einen höchst unerfreulichen Eindruck. Wie oft kann man hören, daß der heranwachsende Sohn, die eben erwachsene Tochter zu Vater oder Mutter sagen: „Ach, davon verstehst du nichts!“ oder ihnen gar den Mund verbieten. Kommt die Mutter morgens ins Zimmer oder von einem Ausgang nach Hause, so denkt der Sohn, der sich auf dem Sofa herumlümmelt, nicht daran, bei der Begrüßung aufzustehen. In hundert kleinen Dingen vermißt man bei der heutigen Jugend die Höflichkeit vor dem Alter. In den Bahnen sitzen die jungen Leute und lassen die älteren stehen. Man sieht die Mutter oder den Vater sich mit Paketen abschleppen und den Sohn, die Hände in den Taschen, nebenhergehen. Die Mutter bückt sich, um das Taschentuch aufzuheben, während die Tochter in den Spiegel sieht und sich die Nase pudert.

Es ist nicht damit abgetan, wenn man sagt: die Eltern sind selbst daran schuld, warum erziehen sie ihre Kinder nicht besser?! Die Lebensauffassung der heutigen Jugend, die traditionslos und ohne Ehrfurcht ist, trägt die eigentliche Schuld. Darum ist es meist vergeblich, daß die Eltern auf ihre Autorität zu pochen versuchen. Vielleicht werden sie bei ihren Kindern mehr erreichen, wenn sie ihnen klarmachen, daß schlechte Manieren und respektloses Benehmen gegen die Eltern Zeichen von Unkultur und Gemütsverrohung sind. Und unkultiviert und roh will ja unsere heutige Jugend doch nicht sein.

Moderne „Wahlpropaganda“.

Reitesel für die Kinder — Der populäre Bürgermeister.

Warme Würstchen als Wahlpropaganda verwandte ein gewisser L. Waddy Tate, mit dem Erfolg, daß er zum Bürgermeister der Stadt Dallas in Nordamerika gewählt wurde. Diese angenehme Zugabe gab es nämlich, als die Neuwahl des Bürgermeisters von Dallas zur Debatte stand, in allen von Tate einberufenen Wahlversammlungen.

Aber auch um die Kinder von Dallas bekümmerte sich der Bürgermeister. Da er überzeugt war, daß in den Parks von Dallas zwar genug Schlangen, aber nicht genug Esel zum Reiten für die Kinder vorhanden wären, ließ er eine ganze Ladung dieser nützlichen Tiere nach Dallas kommen, die in einer von Tate geführten feierlichen Parade unter dem Jubel der Kinder in Dallas einzogen.

Ferner ordnete er an, daß alle Grasplätze in öffentlichen Anlagen frei betreten werden dürften, und ließ die Schilder „Betreten des Grases verboten“ entfernen. Ein weiterer Vorschlag Tates geht dahin, das Amt eines öffentlichen Verteidigers einzuführen. Tate glaubt, daß mancher Anwalt arme und in Not befindliche Personen ausnutzt. Daher meint er, daß es nötig sei, Personen, die vor das Polizeigericht kommen, einen öffentlichen Anwalt zur Seite zu stellen, um sie vom privaten Anwalt unabhängig zu machen. Eines aber brachte Tate Kritik ein: Er weigerte sich, eine Zusammenkunft von schwarzen Ordensbrüdern zu begrüßen. Er schickte einen schriftlichen kurzen Willkommensgruß, entschuldigte sich mit Krankheit und ging in Erholungsurlaub. Jedenfalls ist Bürgermeister Tate augenblicklich Tagesgespräch.

Fröhliche Ecke.

Bescheidenheit ist eine Zier. „Jetzt bin ich aber froh, daß Sie endlich aufwachen! Zwei volle Stunden sitze ich schon neben Ihnen!“ — „Nun, was wollen Sie denn von mir?“ — „Ach, entschuldigen Sie gütigst, Sie sitzen auf meinem Hut!“

*

Erfüllte Sehnsucht. „Sag selbst, ist dir irgendein brennender Wunsch deiner Kindheit je erfüllt worden?“ — „Doch, doch — wenn mir meine Mutter früher das Haar kämmte, wünschte ich mir immer sehnlichst, keines zu haben, und der Wunsch ist mir glatt erfüllt worden.“